



Susanne Fernández: Zeit und Verlust in Nietzsches Philosophie (Norderstedt, Zürich, 2015¹)

Olaf Knellessen (Zürich)

Der Verlust ist unser ständiger Begleiter – nicht nur in der Psychoanalyse. Man kann an ihm wachsen, kann an ihm zerbrechen, er kann Anlass zu Freude und Erleichterung wie auch zur Depression sein und Anstoss für Strategien, Kampagnen und Therapien, mit ihm umzugehen, ihn zu umgehen – vielleicht ist die viel berufene Trauer eine davon. Der Psychoanalyse ist der Verlust nicht nur akzidentiell, er ist zentral und durch noch so gute Objektpflege und Objektkonstanz nicht aufzuheben. Das Objekt, um das sich unser Streben und Sehnen, unser Tun und Lassen dreht, ist nämlich immer schon das verlorene. Weshalb für sie, die Psychoanalyse, die Zeit auch keine lineare ist. Dort, wo sie fortschreitet, geht sie gleichzeitig zurück und ihre Vergangenheit ist bisweilen mehr Zukunft, als diese selbst und wir es wissen. Der Begriff der Nachträglichkeit zeugt von diesen Verhältnissen.

Aber auch die Psychoanalyse ist nicht ausserhalb der Zeit. Sie hat in ihrem Denken Vorgänger, ohne die sie kaum sein könnte, und vielleicht ist es manchmal auch so, dass diese durch das Weiterdenken der Psychoanalyse erst richtig zu dem werden, was sie sind. Susanne Fernández nimmt Ausgang von ihrer psychoanalytischen Erfahrung: Die Selbstverständlichkeit des Voranschreitens der Uhrzeit – die Vulgärzeit –, die unseren Alltag sehr nachhaltig prägt und die uns der gefühlsmässigen und stimmungsgeprägten Zeiterfahrung entfremdet, bricht bei Verlusterfahrungen ein. Es kommt vermehrt zu Reflexion ... (S. 1), und Fernández geht mit ihrer Reflexion weiter zu Nietzsche. So entstand das Projekt, die Interdependenz von Zeiterleben und Verlust anhand ausgewählter Textstellen aus Nietzsches Schriften genauer zu untersuchen (S. 1 f.).

Es gibt Bücher und Texte, die ein Geschenk sind – hier haben wir ein solches: Man kann von ihnen nicht nur lernen, sie regen an zu weiteren und neuen Gedanken, sie werden zum Sprungbrett für eigenes Denken, das mit ihnen abhebt und dann zu fliegen beginnt, sich vielleicht auch wieder verflüchtigt ohne verloren gegangen zu sein, ohne damit zu einem Verlust zu werden. Und natürlich ist dieses eigene Denken gerade nicht eines des persönlichen Eigentums, von besonderen persönlichen Fähigkeiten, sondern eines, von dem man selbst auch weggetragen

wird. Dazu passt ein wunderschönes Zitat von Nietzsche auf S. 29: »Der Thäter ist zum Thema bloss hinzugedichtet, – das Thun ist alles.«

Es geht da um ein «Thun», von dem man selbst gethan wird, und Fernández bringt es auf den Punkt: In Nietzsches Verständnis ist Subjekt keine causa prima, auf die man zurückgehen könnte, es ist ein Oberflächenphänomen². Es ist, wie es in der Götzendämmerung heisst, zur Fabel und zur Fiktion geworden (S. 29). Dieses Subjekt des Unbewussten, das ganz offensichtlich Nietzsche schon kannte, hat mit der Täterforschung, mit der wir es heute – auch im Kontext von Traumatheorie und -forschung – zu tun haben, nicht viel gemeinsam.

Dafür generiert es solche Wörter und Sätze – um mit diesen weiterzufliegen – wie den von der Verzückungsspritze: Wenn uns ein intensives Erleben dem zeitlichen Vergehen einen Augenblick entreisse, wiege dies allen Kampf und alle Not auf (S. 23). Da geht es um den Augenblick und das Moment von Unmittelbarkeit und grösster Intensität. Diese Intensität wird gesucht bei Nietzsche, diese Intensität ist Nietzsche. Und vielleicht ist es auch die Intensität und Unmittelbarkeit, welche in und mit der Sexualität gesucht wird, in ihr – immer auch, wenn auch nie ganz – gefunden wird, vielleicht ist es auch die Intensität und Unmittelbarkeit, die auch der Schmerz vermittelt – vielleicht sogar noch stärker als die Sexualität. Was psychoanalytisch von Bedeutung sein könnte für all die Selbstverletzungen, deren Zeugen wir immer mehr werden.

Drehscheibe dieser Maschinerie des Thuns, die durchaus Ähnlichkeiten zu der Wunsch- und Kriegsmaschine von Deleuze hat und mit dessen Nomadentum verwandt sein dürfte, ist Nietzsches Zeitfigur der ewigen Wiederkunft des Gleichen. Sie macht in der Tat Schluss mit jeder Linearität der Zeit. In *Die Fröhliche Wissenschaft* (Nietzsche, 1882, zit. nach Fernández, 2015) heisst es: «Die ewige Sanduhr des Daseins wird immer umgedreht – und du mit ihr, Stäubchen vom Staube! – Würdest du dich nicht niederwerfen und mit den Zähnen knirschen und den Dämon verfluchen, der so redete? Oder hast du einmal einen ungeheuren Augenblick erlebt, wo du ihm antworten würdest: «du bist ein Gott und nie hörte ich Göttlicheres!»» (S. 41)

Es gibt keine Erlösung, es gibt keine – christliche oder auch psychoanalytische – Heilserwartung, keine Flucht aus der Immanenz. Diese Erkenntnis bedeutet Angst und Qual, ist aber auch Befreiung und Lust. Der Verlust allen Sinns und allen Glaubens, der Verlust des Fortschreitens der Zeit in diesem unumstösslichen Schicksal der ewigen Wiederkunft des Gleichen generiert einen Willen zur Macht. Die zahllosen Durchgänge durch dieses «selbe» Leben (S. 42) seien übermenschlich. Die Frage bei allem, was der Mensch tun wolle, müsse so sein, dass er es

unzählige Male tun wolle (S. 42). Und die Macht, um die es da geht, ist Potenz, ist Vermögen, ist *puissance* und eben nicht *pouvoir*. Sie ist eben gerade nicht – hier haben wir es wieder – bewusster Entscheid oder vernünftiges Tun, sie ist dieses Thun eines Täters, der nur hinzugedichtet ist, sie ist Lust, ist Unbewusstes, der Augenblick und seine Unmittelbarkeit, der Wille zur Intensität. Doch alle Lust will Ewigkeit, will tiefe, tiefe Ewigkeit, steht dort im Engadin, das ja auch Sprungbrett sein kann, in Sils-Maria, geschrieben, wo Nietzsche dies alles zufiel und ihn vielleicht auch überfiel.

Die Geschichte vom tollen Menschen aus *Die fröhliche Wissenschaft* erzählt es mit einem Lachen, das zu dieser Lust gehört. Der tolle Mensch kommt mit der Laterne auf den Markt und ruft: «Ich suche Gott, ich suche Gott!» (S. 29). Es gibt nicht das zu sehen, was man zu sehen glaubt. Es gibt nicht das zu sehen, wonach man sucht, was da verkündet wird. Was ganz und gar nicht heisst, dass es nichts zu sehen gibt. Im Gegenteil. Es gibt viel mehr zu sehen, als man glaubte.

Und das ist es, wovon dieses Buch von Susanne Fernández handelt: Dass der Verlust, auch der der Zeit, bei allem Schmerz und aller Qual auch ein Gewinn ist. Ein Gewinn an Intensität, an Unmittelbarkeit, an Ereignis und am Erleben. Und dieses Buch ist ein Geschenk – eine Verzückungsspritze –, für das man sich bedanken kann.

Literatur

Nietzsche, F. (1882). *Die fröhliche Wissenschaft*. Kritische Studienausgabe: 3. München: dtv.

Anmerkungen

- 1 Das Buch ist bei Books on Demand (BoD), Norderstedt erschienen und kann dort bestellt werden.
- 2 Andy Warhol hat das fast 100 Jahre später in seiner Kunst und an seiner Person vorgeführt.